

(Nachdruck verboten.)

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Gleichwie Courteuse sie bloß wegen ihrer Mitgift geheiratet hatte, so hatte auch sie ihn nur genommen, um das Kloster verlassen und eine freie und angesehene Stellung in der Gesellschaft einnehmen zu können; denn trotz ihrer romanhaften Geschichten, die sie zum besten gab, war sie vernünftig genug, einzusehen, daß sie nach ihrer Mündigkeit entweder in den niedrigen, plumpen Lebenskreis ihres Onkels Benoit zurückkehren müsse, wo sie niemals einen annehmbaren Mann fände, oder daß irgend ein toller Streich sie nach Paris führe und in das leichtfertige Leben stürzen würde. Also konnte sie sich nur durch eine Heirat einen Platz im Leben sichern. Da Courteuse der Bewerber war, so nahm sie ihn, ohne sich um die Eigenschaften des Mannes zu kümmern. Zweifellos hätte sie vorgezogen, daß er hübsch, fein und distinguiert gewesen wäre, aber ihn wegen des Mangels dieser Eigenschaften abweisen wollte sie doch nicht; wie viele ihrer Mitschülerinnen, die wählerischer sein konnten, hätten noch weniger hübschere angenommen: vor allem nur heiraten!

Sie brauchte aber nicht lange Zeit, um einzusehen, daß der Mann, den sie genommen, ebenso wertlos war, als die Heirat, die sie gemacht hatte.

Bezüglich des Mannes war ihre Enttäuschung sehr lebhaft gewesen. Sie hatte zwar beim ersten Blick in ihm den groben, ungeflachten Bauernsohn erraten, allein trotzdem hatte sie sich eingebildet, ihn umformen zu können, indem sie ihn in sich verliebt machte. Da ihr dies aber nicht gelungen war, so hatte sie ihn folglich auch nicht geändert: seine Frau war sie ja, aber auch nichts als das. „Meine Frau ist ein Gegenstand zu meinem Gebrauch,“ — wiederholte er ihr jeden Augenblick, ohne daß je eine zärtliche Liebesbezeugung dieses rohe Wort gemildert hätte. Eine Zärtlichkeit hatte er ihr nie zu teil werden lassen; ebenso wenig verlangte er eine solche von ihr. Zwischen ihnen gab es niemals herzliche, lebhaftere Regungen. Nie hatte er sie zur Vertrauten einer Hoffnung oder einer Enttäuschung gemacht, niemals sie über irgend etwas befragt. Die einzigen Anspielungen auf die Zukunft drehten sich um den Tod des Onkels Benoit, dessen Erbschaft es ihnen dann möglich machen würde, das Bureau in Oissel zu verkaufen und nach Rouen überzusiedeln.

Hinsichtlich der Ehe war ihre Enttäuschung noch viel peinlicher gewesen. Als junges Mädchen hatte sie in der Heirat die Freiheit der Frau mit Besuchen, Empfängen, Dinern, Vällen und schönen Toiletten im Gefolge erblickt. Aber gerade Courteuse faßte das eheliche Leben von ganz entgegengelegter Seite auf: Verkehr hielt er nur mit seinen Klienten aufrecht; nach seiner Ansicht kosteten die Dinners wie übrigens auch die Toiletten nur viel Geld und brachten nichts dafür ein. Sie hatte also eine Art Gefangenschaft, eine ebenso traurige und einförmige, wie die des Klosters, zu ertragen, ohne daß ihr jemand mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte, als wenn sie ein Eichhörnchen oder ein Kesschen gewesen wäre.

Damals hatte sie ganze Tage im Pavillon auf dem Diban liegend zugebracht, wo sie nur durch das Gehen und Kommen der Eisenbahnzüge, das Vorbeifahren der Schlepptampfer und Rähne auf dem Flusse aus ihren Träumereien herausgerissen wurde. Wie oft hatte sie sich wütend auf dem Diban herumgewälzt, das Taschentuch in den Mund gepreßt, um die Schreie zu ersticken, die sie nicht mehr zurückhalten vermochte! Würde dieses erbärmliche Dasein denn niemals enden? Wie oft, wenn sie dem Pariser Zug nachblickte, bereute sie, sich dummerweise verheiratet, anstatt in ein Abenteuer gestürzt zu haben. Was aus ihr auch geworden wäre, wenigstens hätte sie gelebt, während sie hier abstarb.

Und wenn sie nun ihren Liebhaber nicht mehr sehen konnte, fing dieser Todeskampf wieder von neuem an.

X.

Es geschah selten, daß Courteuse des Freitags zeitig nach Oissel zurückkehrte. Er liebte zwar nicht die großen

ceremoniellen Dinners, wohl aber die sogenannten „Picnicks“, bei denen er, mit seinen Kameraden nach Herzenslust singend, schreiend, streitend, in Hemdärmeln die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, aß und trank.

Seine Jugendfreunde hatte er nämlich auch nach seiner Verheiratung nicht ganz im Stich gelassen; alle Freitage trafen sie, wenn die Arbeit beendet war, zum Rendezvous ein, wo dann tüchtig, lange und geräuschvoll getafelt wurde. Nach Tisch begab man sich, um einige Gläser starken Vifor zu trinken, zu Alphonse in der Rue des Charettes.

Und wenn er dann des Nachts um ein Uhr nach Oissel zurückkehrte, sagten die ordinären und beißenden Gerüche, die von ihm ausgingen, seiner Frau, wo er den Abend verbracht hatte.

Aber an diesem Freitag, als er um 6 Uhr Abends nach Hause kam, roch er nur nach Tabak. Er rief sofort seiner Frau zu:

„Da bin ich, um sie zu empfangen!“ Und dabei zog er aus seiner Ledermappe ein mit grüner Serge umwickeltes Päckchen.

„Wen zu empfangen?“

„Meine Diebe, wenn sie diese Nacht wiederkommen.“ Und er packte einen Revolver aus.

„Du hattest ja schon einen!“

„Da habe ich nun zwei; dieser trägt weiter.“

„Du erwartest sie wohl heute Nacht, da Du so früh heimgekehrt bist?“

„Warum nicht? Wenn sie aber kommen, so will ich schon mit ihnen fertig werden. Jedenfalls soll in Deinem Schlafzimmer und in dem meinigen ein Nachtlicht brennen bleiben.“

„Um ihnen den Weg zu zeigen?“ frug sie harmlos.

„Wie dumm Du bist! Um sie fernzuhalten. Nichts stört die Diebe mehr, als ein Licht in einer Behausung; sobald sie es sehen, laufen sie davon.“

„Also hätte ein Licht den Revolver unnötig gemacht.“

Abselzuckend blickte er sie an. Die in Klöstern erzogenen Mädchen, dachte er bei sich, sind doch wahrlich gar zu dumm; aber schließlich ist das gut für die Männer, denn darin liegt die beste Bürgschaft für ihre Ruhe.

Cecilie hatte geglaubt, der Herr werde in Rouen bleiben, und deshalb ein Abendessen zubereitet, wie es nach dem Geschmack der Herrin war. Als nun Courteuse sich zu Tische setzte und erfuhr, was man ihm vorsehen werde, konnte er seine schlechte Laune nicht unterdrücken. Nichts als Mal, anstatt eines schönen Truthahns —, der Abstand war zu groß! Um seinen Verdruß zu beneistern, trank er im Laufe des Abends im Pavillon einen Grog nach dem andern, rauchte dazu beständig seine Pfeife und fluchte unaufhörlich auf die Regierung, welche die ehrlichen Bürger nicht gegen das Diebesgefinde beschütze. Sie sollten aber heute Nacht nur kommen! Er würde auf sie schießen, wie auf wilde Tiere. Mit seinen beiden Revolvern und seiner Jagdstute würde er sie schon gehörig zurichten.

Als am andern Morgen die Arbeiter der elektrischen Werkstätte kamen, dachte er nicht mehr an seine gestrige Enttäuschung, und zwanzigmal im Tage verließ er seine Arbeit, um ihnen zuzusehen, wie sie ihre Drähte legten. Er ließ sich von ihnen die Geheimnisse der Elektrizität erläutern. Sie belustigten sich über seine Unwissenheit und suchten ihn zu bestimmen, sich außer der elektrischen Klingel auch noch elektrische Beleuchtung zuzulegen; diese, sagten sie, verbollständigte erst das Lantwerk: sobald die Klingel ihren Lärm beginne, könnten Lampen das ganze Haus, den Garten und Hof erhellen, und dann könne man die Diebe wie die Spatzen zusammenschießen. Das war für Courteuse freilich sehr verlockend, allein als Mann, der zu rechnen weiß, begnügte er sich vorerst doch mit dem Lantwerk.

Gortense richtete kein Wort an die Arbeiter und schenkte ihrem Thun nicht die geringste Beachtung, als ob es für sie ganz gleichgültig wäre. Im stillen suchte sie aber ungeduldig nach einem Mittel, um ihre Stelldecke mit La Waupalöre auch ferner zu sichern; vergeblich! Wie langsam verstrichen ihr die Tage! Hier war er, nur einige Schritte von ihr, und kaum vermochte sie, wenn sie durch den Garten ging, einen flüchtigen Blick mit ihm zu wechseln, in welchem sie ihm ihre

bestimmende Unruhe und Ungeduld zu erkennen gab. Und selbst dies durfte sie nicht allzu oft wagen, denn sie merkte wohl, daß die anderen Schreiber beständig den Blick auf sie gerichtet hielten.

Endlich kam der Mittwoch heran, wo das Inventar in Cotteville aufzunehmen war. Courteheuse und Gauchon verließen das Bureau des Morgens wie gewöhnlich, und um 11 Uhr entfernte sich auch Boulnois, um sein Dejeuner einzunehmen. Er hatte noch nicht die Gitterthüre des Gartens hinter sich geschlossen, als sie auf den Stufen des Arbeitszimmers ihres Mannes erschien.

(Fortsetzung folgt.)

De Holtköffeln un de Rietpietsche.

(Gene komische Geschichte von't Land.)

(Schluß.)

Aufgeregt ging Herr v. Schmädide in seinem Amtsbureau, die eine Hand geballt auf dem Rücken, in der andern die Reitpeitsche, bei jedem Schritt die Schäfte seiner Reitstiefel bearbeitend, auf und ab.

„Nein,“ zischte er wütend vor sich hin, „daß das auch gerade mir passieren mußte! mir, dem Amtsvorsteher; auf meinem eignen Gut! Es ist zum Teufelholen! Da hat man das ganze Amt bisher rein gehalten von allem socialdemokratischen Ungeziefer, und nun wählen sogar meine eignen Leute diesen Amstürzer! Und dann der famose Brief des Landrats!“ Festig suchte er mit der Reitpeitsche umher. „Komme er mir nur herauf, ich werde ihm schon die gehörige Lektion geben“, und mit großen Schritten setzte er seine Wanderung um den Altentisch fort, der den ganzen Mittelraum des Bureaus füllte.

Polternde Tritte auf der Treppe und dann ein kräftiges Klopfen an der Thür bekundeten, daß Willem sich zum Empfang der Lektion einfind.

„Herrein!“ rief Herr von Schmädide sämarrnd. Willem trat die Hände in der Hand, mit einem „juten Abend, jnä'jer Harr!“ in das Zimmer und machte die Thür hinter sich zu.

„Warum läßt er seine Holzschuhe nicht unten“, polterte der „jnä'je Harr“, der beim Eintritt Willems die Reitpeitsche aus der Hand gelegt hatte, „weiß er nicht, daß er nicht damit die Treppen heraufspoltern soll?“

„Ja brule mine Holtköffeln noch upp de Beene,“ erwiderte Willem ruhig und gleichgültig.

„Na, wart er nur, den Widerspruchsgesicht und die Frechheit treibe ich ihm heute noch gründlich aus! Schließ er mal die Thür ab und geb er mir einmal den Schlüssel!“ sagte der „Harr“, wütend über die Unbotmäßigkeit Willems.

„Wenn Sei de Dühr tau hebbben wollen, denn schlöten Sei se man allene tau!“ war die wieder in ruhigem Tone gegebene Antwort.

Mit den Zähnen knirschend eilte nun Herr v. Schmädide zur Thür, schloß diese ab und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

„Sage mal, Willem, von wem hast Du die socialdemokratischen Stimmzettel bekommen, die Du den Tagelöhnern und Knechten bei der Reichstagswahl gegeben hast?“

„Seggen Sei mal, Herr Amtmann, von wem hebbben Sei denn de konfervativsche Stimmzettel jerejjet, de Sei an uns verbeht hebbben?“ frug Willem mit der ruhigsten Miene von der Welt den überraschten Amtsvorsteher.

„Na, dieje Frechheit geht mir denn doch zu weit!“ rief Herr v. Schmädide, indem er nach der Reitpeitsche griff und dieselbe durch die Luft pfeifen ließ.

„Ja, dat's bi mi ool so! Ja denke, dat dit leen Minschen wat angehn duht, wen wi wählt hebbben un von wo die Stimmzettel här sin,“ sagte Willem schmunzelnd.

„Du niederträchtiger frecher Patron, Du verläßt heute noch den Hof!“ brüllte der „jnä'je Harr“, „aber vorher werde ich Dich lehren, mit mir Spaß zu treiben!“ Ehe Willem noch wußte, wie ihm geschah, schlug der „jnä'je Harr“ mit der Reitpeitsche auf ihn los.

Willem stand bei den ersten Hieben, die seine Schultern trafen, fast sprachlos da; doch plötzlich fiel ihm ein, daß er den „jnä'jen Harrn“ ja „bidden“ wollte, daß er ihn nicht abhocken möge, und Willem beschloß, das in aller Eile zu thun. Er bückte sich, damit einestheils die Striche nicht seinen Kopf treffen sollten, und zugleich damit er seine „Holtköffeln“ ausheben konnte, die er sehr schnell ausgezogen hatte. Als nun der „jnä'je Harr“ in unverminderter Wut die Reitpeitsche immer weiter handhabte, flog ihm einer der Holzschuhe von Willem mit solcher Gewalt gegen das Gesicht, daß er mit dem Schlagene innehielt und sich schnell hinter den großen Altentisch zurückziehen wollte, aber schon flog ihm der zweite Holzschuh Willems in den Rücken, und nun ging es wie die wilde Jagd unter Hülsenfusen des „jnä'jen Harrn“ immer um den Altentisch herum. Mit großer Gewandtheit griff sich Willem seine „Holtköffeln“ immer wieder, und immer von neuem flogen sie dem „Harrn“ in den Rücken.

Die Hülsenfusen des „Harrn“ hatten nun freilich alle Knechte und Mägde vom Hofe unter den Fenstern des Bureaus versammelt, und

auch Herr „Entspetter“ Schläwing befand sich unter diesen. Er war denn auch der erste, der seinem Herrn zu Hilfe eilte, die Treppe hinaufstürzte und dort an der verschlossenen Thür vergeblich rüttelte. Immer dringender wurden die Hilferufe des „jnä'jen Harrn“, der schon fast atemlos immer noch von Willem um den Altentisch herumgejagt, die „Holtköffeln“ Willems im Rücken fühlte. Endlich hatte Willem ihn erreicht, die Reitpeitsche aus der nur wenig widerstrebenden Hand gerissen, und nun ließ Willem dieselbe auf des „jnä'jen Harrn“ Hinterteil mit einer solchen Energie tanzen, daß dieser ihn bettelnd um Erbarmen flehte.

Von außen rüttelte der „Entspetter“ an der Thür, und vom Hofe aus hatte man eine Leiter an das Fenster gestellt, als Willem mit dem „Empfang seiner Lektion“ innehielt und dem „jnä'jen Harrn“, der halb ohnmächtig auf seinen Sessel gesunken war, die Reitpeitsche zurückgab, seine Holzschuhe wieder anzog und sich in die Nähe der Thür hinstellte.

In freundlichem Tone, als wenn nichts geschehen wäre, sagte Willem nun zu dem apathisch daliegenden „jnä'jen Harrn“, als er bemerkte, daß auf der Leiter ein paar Knechte zum Fenster hineinsahen und der „Entspetter“ die Thür zu sprengen drohte:

„Ja bidde den jnä'jen Harrn recht scheen, dat je mi nich afflöhnt, id wil't ool nich wedder duhn!“

Reizend und stöhnend erwiderte der „jnä'je Harr“: „Ja, ja! — Wenn Du schweigt!“

„Keel leen Wort fall över mine Lippen koamen!“ betenerte Willem.

Herr von Schmädide erhob sich mit schmerzverzogenem Munde und gab dem Willem noch ein blankes Zwanzigmarkstück, als Schmerzensgeld, wie er sagte, dann schloß er die Thür auf und mit einem „Gode Nacht, jnä'jer Harr“ empfahl sich Willem, der unten auf dem Hofe von den lichernden Mägden und schmunzelnden Knechten in Empfang genommen wurde.

Seit dieser Zeit soll die Reitpeitsche des Herrn v. Schmädide gänzlich verschwunden sein, auch seine Pläne auf den Landratsposten, flüstern sich seine Nachbarn zu, soll er aufgegeben haben.

Willems „Holtköffeln“ befinden sich aber im Glasschrank der guten Stube auf einem kleinen Anwesen in der Nähe von Knods-dorf, und dem socialdemokratischen Flugblattvertheiler, der sich über die Holzschuhe im Glasschrank wunderte, erzählen Willem und seine freundliche Frau Hamme, die schon mehrere Jahre lang das kleine Anwesen bewirtschaften, dessen Ertrag sie vor Mangel und Not schützt, gerne den Hergang und freuen sich dabei, daß seit der Episode zwischen den Holtköffeln und der Rietpietsche die Zahl der socialdemokratischen Stimmen so „düchtig gewachsen is!“ —

H. F.

Kleines Feuilleton.

— **Beutkiefern.** Bei der andauernden Durchforschung urwäldiger Bestände in Westpreußen haben sich, wie der „Prometheus“ einem amtlichen Bericht entnimmt, nicht nur seltene, halb vergessene und im Schwunden begriffene Holzarten, sondern auch einzelne Baumindividuen vorgefunden, die mehr in kulturgeschichtlicher Hinsicht bemerkenswert sind. Dazu gehören die Beutkiefern, das sind lebende Kiefern, *Pinus silvestris* L., in deren Stamm oben ehemals eine tief in das Innere gehende Höhlung mit hochrechteriger Oeffnung eingestemmt ist (Beute); dieselbe wurde mit einem passenden Brett verjäßlossen, und davor befand sich noch ein an Holznägeln hängender und durch Striche befestigter, größerer Klotz. Dieser künstlich angelegte Hohlraum diente damals zur Aufnahme von Bienen, welche durch ein kleines Flugloch an der Seite anschwärmen konnten. In früherer Zeit, vornehmlich als die Provinz Westpreußen zu Polen gehörte, wurden fast allgemein in den dortigen Wäldern die Kiefern zur Honiggewinnung benützt, und bei der Uebernahme der Provinz auf den preussischen Staat waren in den fiskalischen Forsten gewiß an 20 000 solcher Beutstämmen vorhanden. Seitdem sind sie daraus nahezu völlig verschwunden, zumal längst durch Befehl die Anlage neuer Bauten in Bäumen unterjagt ist. Soweit bekannt, giebt es im ganzen Gebiet der Tucheler Haide aus alter Zeit nur noch zwei Bäume der Art, die übrigens jetzt nicht mehr bewohnt sind. Geringer kommen sie in größeren Privatwäldern auf der rechten Seite der Weichsel, besonders an der Grenze nach Ostpreußen, mehrfach vor. Dort giebt es auch eine Majorats-Herrschaft, wo in lebenden Kiefern noch heute die Bienenwirtschaft im Gange ist. Da im allgemeinen die Beute 4—5 Meter über Terrain liegt und im Laufe der Zeit mehr oder weniger überwallt ist, kann sie bisweilen leicht übersehen werden. So wurde Professor Conwentz erst in diesem Sommer auf einen Bienenbaum aufmerksam, welcher am Rande des Starbowder Waldes unweit Strasburg (Westpreußen) steht. Voraussichtlich ist dieses Exemplar das einzige im Kreise und im Nachbargebiet. Um den Baum zu erhalten, wurde der Grund und Boden, auf dem er steht, dem Kreise Strasburg übergeben. —

— **Deutschlands größte Quelle** ist nach einer Mitteilung des „Univerjum“ die Ruhnequelle beim Dorfe Ruhmsprünge an der Grenze des Eichsfeldes. Man könnte, eine Viertelstunde vor dem nach ihr benannten Dorfe Ruhmsprünge, sehr wohl an der Quelle vorübergehen, ohne sie nur zu bemerken, wenn nicht ein starker Bach die Aufmerksamkeit erregte, der ganz unvermittelt, gleichsam aus dem Boden gestampft, den Nädern einer bedeutenden Papierfabrik

entquillt und lustig neben der Landstraße dahinschießt. Ein Teich von vielleicht zweihundert Schritt Umfang, mit felsam graugrünem, bei näherer Beschichtigung im Glase aber kristallinem und wohl-schmeckendem Wasser gefüllt, entsendet zur Fabrik einen starken Bach von reißender Strömung, und mit Stauern sieht man anfangs diesen gewaltigen Abfluß eines so kleinen Bedens, dem keinerlei Zufluß die Woge zu halten scheint. Nun fallen endlich zwei Stellen des Wasserpiegels ins Auge, wo die sonst ruhige Fläche im Umkreis von 10—15 Metern die zitternde, kreisende Bewegung eines Baches über verborgene Steinblöcke besigt. Hier schießen die Quellen, die eine einem 4, die andere einem 8 Meter tiefen Kessel entspringend, zu Tage. Eine dritte, kleinere ist von dem langen, am Teich sich hinziehenden Schuppen zum Zweck der Forellenzucht mit überdacht und für sich abgefangen worden, alle drei aber geben in der Sekunde die erstaunliche Wassermenge von 3500 Litern, d. h. an jedem Tage 300 000 Kubikmeter oder 30 Millionen Eimer! Kein Wunder, daß die Quelle trotz mangelnden Gefälles 50 Schritt hinter ihrem Ursprung die erwähnte Papiersabrik, 300 Schritt weiter aber eine Wassermühle mit vier Mahlgängen zu treiben vermag. Wenig mehr als 10 Meilen lang ist ihr rascher und sicherer Lauf, dann stürzt sie sich, ohne ihr Wasser einem der größeren Flüsse der Umgebung anzuvertrauen, direkt in die Leine. —

Litterarisches.

— Unter dem Titel „Maiendämmerung und andere Frühlingslieder“ hat Andreas Schen bei J. G. W. Diez Nachfolger in Stuttgart eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten erscheinen lassen, die als Festgabe zur bevorstehenden Kaiserfeier Verwendung finden soll. Das mit dem Bild des Verfassers geschmückte, in farbigem Umschlag gebundene Büchlein kostet 1 Mark. —

Theater.

Das Schauspielhaus, das in den letzten Monaten so gut wie nichts von sich hören ließ — Unbliners dürstige Komödie „Das fünfte Rad“ ist die ganze Ausbeute — kam vor Schluß der Saison noch mit einem schwer wiegenden litterarischen Versuch heraus. Man brachte am Mittwoch Hebbels „Herodes und Mariamne“.

So wird nach und nach Hebbels gesamte Produktion auf das Hoftheater verpflanzt. Die Tragödie von Herodes und Mariamne ist schon vor seinem Vierteljahrhundert im Schauspielhaus aufgeführt worden. Aber mit dem unbequemen grüblerischen Dichter wußte das Publikum damals nichts anzufangen. Das Trauerspiel wurde nur zweimal gegeben.

Heute giebt es um Hebbels Litterar-Künstlerische Stellung keinen Streit mehr. Für das große Publikum bleibt der Dichter freilich noch unbekannt; und so sehr das Schauspielhaus sich um glänzende äußere Mittel bemühte, so sauber Hebbels Tragödie in Scene gesetzt war, die Dichtung von Herodes und Mariamne regt eberzum nachdenklichen Sinn an, als daß sie ein werktätlich gestimmtes Publikum im Sturm eroberte. Aehnlich wie in dem Drama „Otho und sein Ring“ ist es ein tief wurzelndes psychologisches Problem, das den Dichter im Herodes-Stoff gefesselt hat. Die Gestalten von Herodes und Mariamne sind so wenig historisch zu fassen, als die Gestalten von Judith etwa und Holofernes bei Hebbel. Sie sind für den Dichter das Gefäß, das er mit seinen Spekulationen erfüllt. Der neuzeitliche Wert der Dichtung liegt in der psychologischen Zergliederung und in der scharfsinnigen treffenden Dialektik. In Herodes und Mariamne stößt nicht bloß Mannheit und Weiblichkeit gegeneinander, es ist als hätten sich zwei Kulturwelten gründerischer Art, Orient und Occident berührt. Mann und Weib, Herodes und Mariamne, ringen um die höchsten Liebesgüter. Aber das Liebesbedürfnis des Herodes ist mit selbstsüchtiger Despotie vermenget. Es erinnert an die morgenländische Sägung, wonach eine Witwe ihrem Mann in das Grab folgen müsse. Herodes könnte es nicht ertragen, daß seine Mariamne, sein Besitz, je etwa in die Hände des Antonius oder eines anderen Mannes fiel. Darum stellt er Mariamnen unter das Schwert, als er gezwungen ist, in gefährlicher Sache nach Aegypten zu ziehen. Ein psychologisches Weisheitsstück sind die Scenen, in denen Mariamne erfährt, daß ihr Schwager die Aufgabe habe, sie zu töten, falls Herodes nicht wiederkehrt. Die Seele Mariannes ist im Aufruhr. Ihr vernünftlicher Liebesbegriff empört sich gegen den Gatten, der allmächtig heimkommt. Wie kann man zerstören, was man liebt, fragt sie ebt menschlich, und ebt weißlich will sie Herodes doch noch nicht preisgeben. Noch hofft sie, eine schreckliche Verirrung habe ihn geblendet, ein zweites Mal werde er die Prüfung menschlicher Bestehen. Das ist ein feiner poetischer Zug, aber zugleich eine Schwäche des Bühnenwerks. Denn Herodes, der selbstsüchtig Begehrliche, kann nicht aus seiner Seelenverfassung sich zur Freiheit Mariannes erheben; seine Leidenschaft, sein Mißtrauen, seine Despotie zwingen ihn, zum zweiten Mal, als er mit Antonius gegen Octavian sich verbindet, ebenso zu handeln wie vorher; und so ling Hebbel motiviert, es bleibt doch etwas von mißlicher Wiederholung im dramatischen Gedicht. Wleder erfährt Mariamne die tödliche Wahrheit; nunmehr ist ihr Glaube vernichtet; ihre Tragödie erfüllt sich.

Herr Matkowski und Fr. Woppe spielten die Hauptrollen; sie spielten mit pathetischer Kraft; vielleicht aber liebten sich

die Gestalten, namentlich des Herodes, individuell noch reicher beleben. —

—r. Schiller-Theater. Bühne und Publikum waren am Mittwoch wieder in ihrem Elemente. Man gab „Der Mann im Monde“, jene ehrwürdige Gesangsposse von Eduard Jakobson, in der die Leiden eines tüchterbeschwertten Familienvaters sich durch fünf Akte hindurch ziehen, um dann Knall und Fall mit fünfacher Verlobung zu enden. Wortwitzige, Situationskomik und Couplets sind alle fabrikmäßig nach dem Rezept „Du sollst und mußt lachen“ hergestellt, und so war denn die Grundbedingung des Erfolges, sich möglichst wenig mit Denkarbeit abzuquälen, wieder in vollem Maße erfüllt. Den Helden des Stüdes, den Kanzeleirat Liebetreu, gab natürlich Herr Schmarow mit aller Behendigkeit, die ihm eigen. Auch sonst waren die mehr oder minder komischen Herrenrollen passabel durch Kräfte wie Pahlau, Eichen und Laurence besetzt. Leider fehlte es für die Vera an einer Soubrette. Frau Lebermann ist eine gewandte Künstlerin, die sich sogar in Backfischrollen immer noch sehen lassen kann, aber da man in Gesangspossen auch mitunter zu singen hat, so versagte sie in der Darstellung dieser Rolle so sehr, daß es selbst dem Stammpublikum auffiel. Vielleicht thäte die Direktion, in der Erwägung, daß sich im Schiller-Theater die Posse doch nun einmal am wohlsten fühlte, ein übriges und legte sich zum Herbst eine flotte Soubrette zu. —

Erziehung und Unterricht.

c. Ein Hindu-Gymnasium. Die bekannte Theosophin, Annie Besant, ist zur Zeit in Indien, wo sie sich lebhaft mit der Gründung eines Gymnasiums für die jungen Hindus beschäftigt, das nach dem Muster der Gymnasien von Oxford und Eton eingerichtet werden soll. Das neue Gymnasium soll nach Luga, einem Stadtviertel von Benares, verlegt werden. Der Vorsigende wird ein Engländer, alle Professoren aber werden Indier sein, und die Oberaufsicht soll ein Brahmane führen. Mrs. Besant hat unter den gutstuierten Rajas und Maharajahs, die den Verwaltungsrat bilden werden, beträchtliche Kapitalien für die Gründung des Gymnasiums zusammengebracht. Das Programm der Lehrgegenstände wird so ziemlich dem der englischen Gymnasien entsprechen; jedoch sollen besondere Kurse zum Studium der indischen heiligen Schriften für die jungen Hindus eingerichtet werden. —

Archäologisches.

kg. Die Altertümer auf Ceylon sind von dem französischen Forscher Emile Druhas auf einer längeren Reise des genaueren untersucht worden. Ein zusammenfassender Bericht über seine Schilderungen, die er in einem umfangreichen und schwer zugänglichen Werke kürzlich veröffentlicht hat, findet sich in dem neuen Heft des „Centralblattes für Anthropologie“. Das Hauptinteresse beanspruchen die Kapitel, die von den Ruinen von Ranscheran und Amradhapura handeln. In Ranscheran, das schon reich an bedeutenden Bauwerken ist, verdient ein groß angelegter, 6 Stod hoher, pyramidenartiger Tempel Beachtung. Noch bedeutender aber sind die Denkmäler von Amradhapura. Unter Vijeho fand im Jahre 543 v. Chr. die erste historisch beglaubigte Einwanderung arischer Stämme statt; diese fanden eine negroide Uebelöckerung, die Yaktas-Dämonen, vor, deren Ueberreste die heutigen Weddas vorstellen. Die Eingeborenen hatten, wie es scheint, zur Zeit der Einwanderung schon eine sehr hohe Kulturstufe erreicht, sie hatten zahlreiche künstliche Seen, beziehungsweise Reservoirs erbaut, die die Einwanderer antrafen und ausbesserten; heute sind sie indessen völlig entartet. Ein Teil der Denkmäler von Amradhapura entstand schon unter der Regierung des Königs Tissa (306), der sich zum Buddhismus bekehrte und diesen zur Staatsreligion machte, es sind dies die Dhuparana Dagoba und der Jhurununya-Tempel. Der Ausbau der Stadt vollzog sich in verhältnismäßig kurzer Zeit; in kaum 200 Jahren entstanden jene prächtigen Kolossalbauten, von denen der chinesische Reisende Fa-Hien im Jahre 410 n. Chr. eine eingehende Beschreibung aus eigener Anschauung gegeben hat, die mit den heutigen Verhältnissen noch übereinstimmt. Dhuparana Dagoba ist das älteste buddhistische Bauwerk. Gegenwärtig mißt der außerordentlich elegante Bau 21 Meter in der Höhe; er ist konzentrisch von drei Kreisen von Monolithen umgeben, ursprünglich gab es deren 170; die höchsten (20 Fuß) stehen in dem innersten, die kleinsten (14 Fuß) in dem äußeren Kreise. In der Nähe befinden sich außerdem noch zahlreiche Pfeiler, Erdhügel, Lohmas (Bassins), Statuen zc. Besonders hebt Druhas die Darstellung einer Venus mit sechs Armen hervor. Ein grandioses Monument ist vor allem die Nuwanveli Dagoba. Der königliche Bau, der ursprünglich gegen 100 Meter Höhe besessen haben soll, erhebt sich auf einem zylindrischen Unterbau, der von einem 20 Meter hohen Mauerwerk mit drei Terrassen beleidet wird. Am bemerkenswertesten sind die zahlreichen Vasreliefs, die Menschen vom Hinduthypus, Elefantentöpfe, die siebenköpfige Cobra, Lotusblumen und Zwerge mit kurzen Beinen und bidem Bauch, mit Ringen in den Ohren und Armbändern, vernunlich die unterjochten Yaktas, darstellen. Der bereits erwähnte Jhurununya-Tempel ist ein unterirdisches Heiligtum, das in einem Felsen von etwa 80 Metern Höhe angelegt ist und Terrassen besitzt. Auch hier sind interessante Skulpturen, realistisch aufgefaßte menschliche Gestalten usw. vorhanden, mit denen Felsen und Terrassen geschmückt sind. Von den zahlreichen übrigen architektonischen Merkwürdigkeiten sind noch besonders

herbortzuehen: die halbkreisförmigen Steine („Moonstones“), die reich verziert, die unterste Stufe der Treppen zu den Heiligtümern zu bilden pflegen; die „Yogistones“, quadratische Steinblöcke, die mit 9—25 kleinen rechteckigen Nischen versehen sind; das Heiligtum „Botru“, ein Ableger des berühmten Baumes, unter dem Siddartha Gautama zu dem letzten Grade der Vervollkommnung durchdrang und zum Buddha wurde; die Ruinen des „Bronzepalastes“, der ursprünglich ein Kloster von 900 Zellen war und wegen seiner reichen Metallverzierung diesen Namen führte u. a. Einem Steinzeitalter ist man, das führt Bruhas an anderer Stelle aus, auf Gehlon noch nicht auf die Spur gekommen. Die älteste Kulturperiode stellt vielmehr das Bronzealter vor. Merkwürdigerweise ist aber aus der Epoche der großen buddhistischen Bauten nicht ein einziger anderer Zeuge dieser Kultur, wie Scherben, Bronze, Kupfer oder Eisen, erhalten. —

Kulturgeschichtliches.

— Wie und was die alten Griechen aßen und tranken. Die alten Griechen, schreibt man der „Köln. Ztg.“, machten zwar ihren Bauch nicht zum Gott und das Essen nicht zu einer Beschäftigung, wie die reichen Römer zur Kaiserzeit, sie aßen aber doch gern etwas Gutes. Die Speisen wurden bei ihnen von Köchen bereitet, die sehr in Ansehen standen und gut bezahlt wurden. Sie besaßen auch einen gewissen Grad von Bildung und viele von ihnen waren Künstler in ihrem Fach. In den Deipnosophisten des Athenäus ist uns ein Vortrag erhalten, den ein Oberkoch seinen Schülern hält: „Der Koch muß schon im Kindesalter in die Geheimnisse der Kochkunst eingeführt werden. Der Meister in der Kochkunst, Sition, lehrte uns Astronomie, Architektur und Strategie. Die erste muß der Koch kennen wegen der Bewegung der Gestirne, wegen des Aufgangs und Untergangs von Sonne und Mond, um zu wissen, in welchem Sternbilde die Sonne steht. Denn verschiedene Speisen und Pflanzen werden davon beeinflusst. Die Architektur dient dem Koch beim Erbauen der Koch- und Wadöfen, damit sie nicht zu viel Licht bekommen, daß sie gut ziehen und der Rauch nicht auf die Speisen schlägt. Auch strategische Kenntnisse muß ein Koch haben, denn Ordnung ist immer und überall eine weise Einrichtung.“ So war die Kochkunst den alten Griechen fast eine Wissenschaft. Sie aßen viermal am Tage, des Morgens, des Mittags, in der Dämmerstunde und zur Nacht. Nach beendiger Koillette wurde das Frühstück eingenommen, Brot mit Milch oder Wein. Das Mittagmahl folgte dem allgemeinen Bade, dessen die Ringer und Läufer, kurz alle, die sich an den Übungen beteiligten, bedurften, um sich von dem Öl, mit dem sie sich eingerieben, und dem Staub, der sich darauf festsetzt, zu reinigen. Nach dem Essen hielt man auch sein Mittagsschlafchen, ging dann seinen Geschäften nach und hatte zur Dämmerstunde wieder Hunger, das war das Vesperbrot. Die Abendmahlzeit folgte dann beim Einbruch der Nacht. Von Fleischarten waren am beliebtesten und wurden als sehr nahrhaft betrachtet: Lammfleisch, Ziegenfleisch und Hirschfleisch, das mit allen möglichen Lunkern bereitet wurde, wem es nicht am Spieß gebraten wurde. Die Fleischbrühe war bei den größeren Mahlen immer der erste Gang. Fische waren sehr beliebt, und auch die Mahonnaise wußten sie zu bereiten. Von den Fischen galt der Kal als besonders wohlschmeckend; wie er aber bereitet wurde, ist nicht überliefert. Zu den Fleischspeisen und den Fischen wurde Brot gegeben, gesüßertes und ungeäuertes, aus Roggen, Weizen- und Gerstenmehl. Selbst Zwiebad und die ungeäuerten Fladen, die die Neugriechen zum Fastenmontag heute essen, kannte man schon im Altertum. Als Nachspeise aß man Käse und Kuchen, mit Sesam bestreut, und ein Gebäck, das einem in katholischen Gegenden heute zur Fastenzeit in den Zuderbädereien bereiteten ähnelt und ohne Butter und Eier aus Mandeln, Pistazienkernen, Korinthen, Zuder und Weizenmehl hergestellt wird. Zum Schluß gab es Feigen, und zwar attische Feigen als die besten. War es doch in Attika verboten, Feigen auszuführen, die die Athener eben lieber selbst aßen. Der Name Sykoptant, Verleumder, hat seinen Ursprung von diesem Verbot; so wurden diejenigen genannt, welche die dem Verbot Zuwiderhandelnden anzeigten. Sehr beliebt war auch der Honig; von ihm wurde immer genascht, denn er galt als sehr nahrhaft und sollte die Eigenschaft haben, ein langes Leben zu verleihen. Vom Demotrit aus Abdera wird erzählt, er habe durch Honigessen sein Leben verlängert, als die Jungfrauen dieser wunderbaren Stadt darum baten. Zu Tische erschien man immer geschmückt und wusch sich vor und nach der Mahlzeit, zu der man nicht saß, sondern lag. Messer und Gabeln gab es nicht, man aß mit allen zehn Fingern, und da war ein Waschen natürlich notwendig. Zu allen Mahlzeiten gab es aber Wein, den die alten Griechen ebenso liebten wie die Neugriechen; Wachs regierte überall, nur tranken die alten den Wein fast immer mit Wasser verdünnt. Im Mischkrug wurde der Wein gemischt und aus diesem in die schalenförmigen Trinkgefäße und Becher geschöpft, dann wieder gegescht und das Gefäß immer bis zum Boden geleert, besonders bei den Symposien. Vernünftige Leute mußten drei Kratere trinken, den ersten für die Gesundheit, den zweiten zum Lieben und zur Lust, den dritten aber, um schlafen zu können. Sie haben aber oft noch mehr geleert, denn es wird von ganzen Nächten gesprochen, die durchgezest wurden, dann gehörte der vierte der ungezwungenen Unterhaltung, bei der man es mit dem Stoff nicht genau nahm und die Wige oft nicht für ein weibliches Ohr bestimmt waren. Der fünfte hatte dann, wie alle folgenden, Geschrei und wüsten Skandal

zur Folge. Man trank verschiedene Sorten, Herben und süßen Wein, schweren, leichten, aromatischen und edeln. Auch den nach Erde schmeckenden kannte man, und der beste hieß Nektartropfen. Besondere Eigenschaft schrieb man einem in Arabien wachsenden Weine zu, von ihm mußten die Frauen trinken, denen Mutterfreunden versagt waren, und der Wein soll Wunder verrichtet haben. —

Humoristisches.

— Verdächtig. Lehrer: „Du sagst mir einmal, was könnt Ihr denn zu Hause schon alles lesen? Was steht denn zum Beispiel auf Euren Kaffeetassen?“

- 1. Schüler: „Dem lieben Papa!“
- Lehrer: „Sehr gut, und auf Deiner?“
- 2. Schüler: „Bahnhof Halle.“

(„Jugend.“)

k. Sein Geschäft. In Michigan ist kürzlich ein Gesetz erlassen worden, wonach eine Lizenz zum Heiraten erforderlich ist. Nun hat ein unternehmender Friedensrichter die Gelegenheit benützt, um dadurch Geld zu verdienen. Er ließ folgendes durch Cirkulare bekannt machen: „Wenn ein Mann sich verliebt, ist das sein Geschäft. Wenn ein Mädel sich verliebt, ist das ihr Geschäft. Wollen sie heiraten, so ist das mein Geschäft. Thomas Tall. — P. S. Ich behalte mir stets das Recht vor, die Braut zu lassen. Bedingungen nach Belieben. Auf Wunsch längere Zeit Frist. Holz wird als Teilzahlung angenommen.“ Die Folge war, daß Clayton in Michigan, wo der Richter Tall wohnt, zum Ballfabrikant für fortgelassene Paare geworden ist, und daß hier durch den Richter täglich mehr Ehen geschlossen werden, als im ganzen übrigen Staat. —

Notizen.

— „Rain“, ein modernes Schauspiel von Ernst Prange, ist vom Berliner Theater angenommen worden; es gelangt noch im Laufe dieses Monats zur Aufführung. —

— Ein Gastspiel französischer Bühnenkünstler wir im Neuen Opernhause (früher Kroll) am 2. Mai beginnen und vier bis sechs Tage dauern. —

— In Hamburg wird ein neues Theater für Schauspiel und Lustspiel errichtet werden. —

— Im Opernhause geht — wenn nicht wieder etwas dazwischen kommt — am Dienstag zum ersten Male „Rudarra“, große Oper in einem Prolog und 4 Akten von L. Tietze und L. Bonnemère, deutsche Uebersetzung von A. Brühnemann, Musik von Ferdinand Le Borne, Ballet von Emil Graeb, unter Kapellmeister Strauß' Leitung in Scene. Die Handlung spielt im Prolog in Afrika, in den übrigen Akten in der Bretagne. Zeit: 14. Jahrhundert. —

— Für die diesjährige akademische Kunstausstellung, erzählt das „B. Z.“, war eine Plakatkonkurrenz ausgeschrieben, zu der eine ganze Anzahl Entwürfe eingekandt wurde; als sich die Kommission mit ihrer Prüfung befahte, wurde allgemein der Entwurf eines unbekanntem Künstlers für preiswürdig erachtet. Man fragte nach dem Urheber, und als es sich herausstellte, daß er noch Schüler der akademischen Hochschule war, lehnte man die Prämierung wegen — Unselbständigkeit des Verfassers ab. —

— Die ägyptische Regierung wird mit Unterstützung des Britischen Museums eine Untersuchung der Nilwässer vornehmen lassen, namentlich der den Strom bevölkernenden Fische. Die gesammelten Fische werden dem Britischen Museum eingekandt, von dem fischkundigen Gelehrten Ventner untersucht und bestimmt werden und dem Museum verbleiben. Die Untersuchung wird drei Jahre in Anspruch nehmen. —

— Vom Bodensee wird dem „Schwäbischen Merkur“ berichtet: Gegenwärtig blüht an vielen Stellen des Seensfers eine wunderschöne Art von Vergiftmeinnicht (Myosotis Recksteineri). Das in den verschiedensten Farbenabstufungen von Blau und Rot weite Streden des Ufers schmückende, auf nur einen Centimeter langen Stiele sitzende Blüten war früher am Bodensee nicht gekannt und wurde erst vor wenigen Jahren aufgefunden. Alljährlich blüht es regelmäßig in den ersten Wochen des April und wird alsdann vom dem steigenden See überdeckt. —

— Der Schweizer Botaniker August Gremli ist in Eggelschhofen (Kanton Thurgau) gestorben. —

— In Rußland soll endlich der julianische Kalender abgeschafft werden. Die ersten Schritte sind hierzu kürzlich von der astronomischen Gesellschaft in Petersburg unternommen worden. Das Verkehrsministerium hat der Regierung den Vorschlag unterbreitet, einen allmählichen Ausgleich durch Umschaltung der Schalttage im Zeitraum von 1900—1948 zu erzielen. Der Antrag wird mit der Wichtigkeit, die der Termin im internationalen Handel spielt, begründet. —

c. Ein Männer-Ruff. In London erregte kürzlich ein Gigerl großes Aufsehen, weil seine Hände in einem Ruff steckten. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 16. April.